

Die Herweghs.

Ein rechtschmeißiger Roman von
Hesbet Dill.

33. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der alte Goldenberg trat auf in seinem juckigen Hut, den er immer vor den Magen hielt, als fürchte er, daß ihm eine hinter die Schlinge weiße Bestie sehen könnte, sagt: aus, daß er zwar die Gelbucht bekommen habe vor Aerger über den Ebenenpanener Hypothekengeschichten, daß er aber seine Aktien noch zur rechten Zeit herausgezogen hatte. Im übrigen mußte er sagen, einen so anhängigen Mieter noch in seinem Leben nicht gehabt zu haben wie Herrn von Herwegh. Und er begann ihn zu loben, daß Herbert die Thren spitzte. Ah, deshalb war Luz ihm neulich in Zivil in der Kochstrumstraße begegnet! Der hatte den Alten richtig mal wieder bettelgeschlagen, denn im Grunde hatte Goldenberg, so lächerlich Herbert das auch fand, vor dem schönen Luz immer eine geheime Furcht.

Die Richter und auch das Publikum hatten von einem Goldenberg etwas anderes erwartet, und der Staatsanwalt sah ihm höhnisch nach, als er, sobald er von seiner Zeugenansage befreit war, sich so reich wie möglich aus dem Saale drückte. Die Aufmerksamkeit wandte sich Bantelmann zu. Der alte Herr war schloßhüch geworden, sein langer Hals ragte aus einem so weiten niedrigen Krage heraus und Herbert sah unwillkürlich nach seiner Feder hinterm Ohr. Bantelmann sagte aus, daß er mit Herwegh stets in bestem Einvernehmen gestanden habe, und wenn er sich so ausdrücken dürfte, sie sogar Freunde gewesen seien.

Er kam dann auf den Grund seiner plötzlichen Entlassung zurück, und der Smaragd begann zu summen.

Die Frauen redten die Hälse und Herbert, der sich schon lange über den Federhut seiner Vorderbäume geärgert hatte, benutzte die Gelegenheit, diesen Hut einfach vorn überzulippen, ohne sich weiter um die Entlassung der Dame zu kümmern. Die Sache mit dem Smaragden interessierte ihn, und er wollte auch etwas sehen. Bantelmann sprach leise, als schäme er sich, davon überhaupt zu reden. Die zünftige Fürstin tauchte auf, ihr Kammerdiener, der den Smaragd brachte, Bantelmann beschrieb den vierundzwanzigsten Dezemberabend, als der Kammerdiener den Smaragd zurückverlangte und als Herwegh bei der Uebergabe entdeckte, daß ein Smaragdböhring fehlte. „Und nun muß ich einen langjährigen Irrtum aufklären“, fuhr Bantelmann mit erhöhter Stimme fort. „Es ist damals die Meinung verbreitet worden, jemand habe den Stein gestohlen. Und zwar ich!“

„Ich glaube, der Angeklagte will etwas sagen“, bemerkte der zweite Richter, und zeigte auf Herwegh, der sich erhoben hatte.

„Alle Augen wandten sich Herwegh zu, und dieser sagte kurz: „Ich wollte nur sagen, daß sich der Stein zu ein paar Tage später wiedergefunden hat, also ist es nicht nötig, hier darüber zu verhandeln.“ „Bitte, darf ich ausprechen“, unterbrach ihn Bantelmann mit seiner inerten unbeweglichen Miene. „Ich weiß, daß der Stein wieder aufgetaucht ist. Man hat ihn ja der Fürstin selbst wiedergebracht. Aber ich glaube nicht, daß es derselbe Stein war. Das wollte ich dazu sagen.“

Ein Gemurmel durchlief die Reihen.

Der Angeklagte war erbläst. Er schien sich mühsam zu bewahren, aufzuspinnen. Zum erstenmal zeigte er Erregung. Aber er schwieg.

„Und wie stellen Sie sich denn vor, daß Herr von Herwegh die Angelegenheit geordnet hat?“ fragte der Richter.

„Er hat einen anderen Stein gekauft und ihn in Frankfurt arbeiten lassen“, sagte Bantelmann mit der Sicherheit eines Mannes, der die Wahrheit sagt.

Eine große Bewegung entstand in der Menge, und erob nach der Richter die Ruhe wiederherstellen konnte, trat ein Gerichtsdiener vor den Richter und meldete etwas. Die Richter berieten sich, und der erste Richter sagte schließlich zu dem Staatsanwalt:

„Es wird eben Gerichtsarzt Doktor Rieder gemeldet, er bittet als Zeuge vernommen zu werden, die Sache habe alle.“

„Sofort vernehmen“, sagte der Staatsanwalt. Gleich darauf führte der Gerichtsdiener Doktor Rieder in den Saal.

Man hielt sich nicht lange mit Feststellung seiner Person auf, sondern ließ ihn gleich sprechen.

Rieder warb einen Blick nach dem Angeklagten auf seiner Anklagebank.

„Ich komme von einer Sterbenden“, begann er. „Die Frau hat mit eben ein Geständnis gemacht, daß sie ein Stubenmädchen bei Herweghs war und an jenem Weihnachtsabend, als ihre Herrschaft das Haus verlassen hatte, um zur B. Straße in die Mainzer Straße zu gehen, einen Smaragdböhring an den Franzen der Tischbede gefunden hat, der wahrscheinlich aus Berichen dort hängen geblieben war. Sie hat ihn an sich genommen und hat es soeben gehandelt.“

Eine große Bewegung entstand, auch Herwegh zuckte auf und lenkte dann wieder den Kopf, wie um nichts zu sehen.

„Die Frau, die mich von meinem ärztlichen Eid entbindet, hat mir gesagt, daß sie bereit ist, sich als Zeugin vernehmen zu lassen, sobald sie vernehmungsfähig sei.“

Sie hatte den Smaragd für ein paar hundert Mark einem Trödler in Lagen verkauft und ging dann über die Grenze.

Herwegh war bleich geworden. „Sie“ war es wenigstens nicht, dachte er. Und eine Erleichterung überkam ihn, seine harte Miene entspannte sich.

„Verhält sich die Sache so, wie mir eben gehört haben?“ fragte der Richter. Herwegh erhob sich kurz. „Soweit sie mich angeht, ja“, und er setzte sich wieder. Diese unerwartete Schweigeweise, die niemand von dem gemachten Verdict erwartet hatte, erhöhte seine Sympathie bei den Herren, und die Damen dachten: Er sammelt sich zu seiner Rede. Sie erwarteten dieses große Plädoyer mit solcher Spannung, daß die übrigen Zeugen alle nicht mehr ruhig angehört wurden. Der Saal befand sich wie im Fieber, jeder hatte seinem Nachbar etwas zu sagen. Zwischenrufe ertönten und verwirrten die Zeugen, und jeder Zeuge entzündigte Herwegh, statt anzulagen.

Ja, er verteidigte ihn auch noch. „Es ist einfach pathologisch“, fanden die Hefereudare, sie fanden an den Turen, weil kein Platz mehr im Saal war. Ein Richter nach dem anderen kam herein, um zuzuhören, alle Rechtsanwälte waren ameisend und alle sagten: „So was ist noch nicht dagewesen. Man glaubt es mit Freimütigen zu tun zu haben.“

Der Angeklagte war der einzige, der unbeweglich blieb, mit verschämten Armen harrte er auf die Sonnenflecke an der Wand, die ihm hin und her zitterten. „Er denkt an seine Verteidigungsrede“, murmelten die Damen. „Gott, wie bleich er ist. Wie verändert er aussieht“, sagte die Cellotante. „Er hat sehr abgenommen in dem Gefängnis, der Arme.“

„Angeklagter, ich muß Sie doch einmal bemühen, mir eine Frage etwas ausführlicher zu beantworten“, nahm der Präsident wieder das Wort. „Wie verhielt es sich damals mit dem Schreißbühndel in der Nacht des 23. September, als Sie gerade hier eingezogen waren, Mainzer Straße 4.“

Das war etwas für die Damen, die Hutfedern nickten und die Hälse ruckten sich, das Weib vor Herbert zitterte vor Begierde, und es machte ihm ein kaltes Schauern Vergnügen, sich laut zu räuspern, bis sie unwillig sagte: „Danken Sie doch endlich den Mund.“ Er kannte diese Gesichtsbilder auswendig. Aber nie hatte er sie so kurz und trocken gehört wie jetzt aus dem Munde eines Bruders, der nur Tatsachen sagt. Das Geld war in den Umzugsbogen in den Schreißbücheln gelegt worden, seine Mutter hatte die Schlüssel abzugeben vergessen, die Fenster zum Salon, wo der Schreißbücheln stand, waren offen geblieben und vom Vorgarten aus konnte man bequem in die Erdgeschossebene einsteigen, dazu brauchte man nur turnen zu können. Es war eben geschehen worden. „Und für diesen Diebstahl hat sich niemals ein Verdachtsmoment gefunden?“ fragte der Richter und sah Herwegh fest an.

„Nein, nein. Hausleute hatten mir keine, das Dienstmädchen ist noch heute bei meiner Mutter und steht außerhalb jeden Verdachtes.“

Er hatte sich hingelegt, als wolle er damit alle weiteren Fragen abschneiden, aber zum erstenmal hatte Herbert in der Stimme seines Bruders ein lautes Zittern bemerkt.

Die Verhandlung nahm ihren Fortgang, neue Zeugen traten auf. Herbert ärgerte sich über Ernsts Unbeweglichkeit. Sein Gesicht sah eben aus, als ging ihm alles nichts mehr an, als könnten ihn diese Beweise von Unhänglichkeit seiner Klienten weder rühren noch interessieren.

Wenn erst die Rede kommt, dachte der Lämmel, und er war erleichtert, als endlich der letzte Zeuge seinen Eid abgelegt hatte und der große Augenblick gekommen war. Die Luft war zum Schneiden dick und die Zuschauer brachten sich erwartungsvoll gegeneinander.

„Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen, Angeklagter?“

„Endlich!“

Der Rechtsanwalt erhob sich und alles im Saal hielt den Atem an. Das Gemurmel ebte ab, lautlose Stille entstand. Die Richter sahen unbeweglich wie Marionetten das Monotel eingeklemmt, es sah ihm wie eingeschmigt in seinem breiten, von Schmissen durchwachten Gesicht, die Gerichtsdiener kamen aus den Türen hervorgerast, und die Federn und Blumen aus den Kapothüten der Zeugenbänke fielen still. Eine Tür wurde vorzeitig ins Schloß gezogen, ein neuer Richter hatte sich noch in den überfüllten Saal gedrängt und nicht seine Kollegen zu. Herwegh würde sprechen. Dort stand er.

Wenn Herwegh aufstand, um jemand zu verteidigen, machte er immer erst eine kleine Pause. Die Handrücken auf den Tisch gestemmt, sah er sich um und sagte noch

einmal Saal und Publikum und dann seinen Angeklagten ins Auge. Und aus diesem Blick schöpfte dieser arme Mensch, der auf ihn wartete, wie auf den Retter, der uns vor dem Ertrinken einen Strick ins Wasser wirft, seine Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

Strandläufer.

Von
Karl Göhr.

Ich erinnere mich aus meinen blühenden Anabereiten an Gelächter, die unter Strandläufern spielten. Es waren fröhliche Heidegelächter, wie ich sie damals liebte, und das Leben eines Schulfreies hatte darin nur geringen Wert. Um so höher aber das des edlen Schülers aller Weltanschauung und sonstiger Ideale. Die Strandläufer waren leider Gottes a. l. m. i. t. e. n. d. e. n. S. c. h. u. l. e. n. Sie hatten den Beruf, am Meeresufer zu stehen und zu gucken. Wurde ein Schiff auf die zu diesem Zweck vorgelagerten Klippen geworfen, so wartete die edle Gilde der Strandläufer, bis die Schiffbrüchigen aus Meer kamen, machte sie auf mehr oder minder bequeme Art falt und deutete dann das trockne Schiff auf den Klippen aus, nach alten Regeln der Kunst.

Ein freies Leben führten die Herren Strandläufer in den Gesellschaften ihrer blühenden Anabereiten und führten es darin noch bis auf den heutigen Tag. Damals noch ich mir selbst vor, Strandläufer immer glücklich aus dem Wege zu gehen, ich gehörte doch zu der Gegenpartei, den Eblen und Guten, die diesen wilden Gefellen mit knapper Not, aber doch regelmäßig entgegen. Später habe ich im Traum selbst nicht mehr an Strandläufer gedacht und hatte höchstens das schöne und sichere Gefühl, daß Strandläufer wie Indianer leicht bürgerliche Berufe ergriffen haben. Daß es also eigentlich gar keine mehr gibt.

Aber, Irrtum, Irrtum, — es gibt noch welche. Ich habe sie selbst kennengelernt. In diesen Tagen, an der deutschen Ostsee. Daß ich nicht übertriebe: ich habe nur einen einzigen Strandläufer kennengelernt — und der hatte gar nichts zum Fürchten an sich. Er heißt Christian Deep mit Namen und ist ein kleines, mageres Weibchen mit engen Augen und einem braunen Stoppelbart rings ums Gesicht. Ein ganz freundlicher alter Herr von amähernd sechzig Jahren. Er hat — und das vermittelt unsere Freundschaft — den kühnsten Aramboden von der Welt, einen Raum, der Küche, Schlafzimmer, Empfangszimmer und Leben — alles auf einmal — barfuss! Und was kann man nicht alles bei Christian Deep kaufen! Rots und Holzplanen, Kuchlöcher, Tische, eine Perlenkette, Angelhaken, Messer, — ich weiß nicht, was alles. Sein Leben ist ganz vollgepackt! — und ein merkwürdiger Früher und etwas teerhaltiger Duft erfüllt seinen Leben und haftet lange an allen Dingen, die aus diesem Leben kommen. Und alles sieht sehr sauber ... aber schon einmal gebraucht aus. Irigentlich abenteuerlich. Abenteuerrich der Vorgesandener, der eine englische Widmung trägt, abenteuerrich Neze und Viehdäpfe. Sonderbar.

Die Badegäste und die Inhaber der großen Logierhäuser laufen natürlich nichts in Christian Deeps Leben höchstens mal einen Sad voll Koffen, aber die Fischer, und die Frauen der Fischer, die sind seine besten Kunden. Die andern gehen zu den vornehmen Kaufleuten auf der Promenade.

Wieso ich nun dazu komme, Christian Deep einen Strandläufer zu nennen, das will ich jetzt sagen: In den Urlaubstagen kommt man auf die wunderlichsten Beweisen. Wacht meinestwegen frühmorgens um vier auf, sieht die Sonne durch die zugezogenen Gardinen scheinen und denkt sich: wie schön mühte es jetzt am Meer sein; der ganze Strand gehört einem allein. Und ausfallen, das kann man ja wohl auch am Nachmittage. Der ist ich Urlaubstagen.

Und so ging ich denn in aller Herzogstoffsich, um vier Uhr früh zum Strand. Köstlich bedragt war das Meer im frühen Morgenwind. Und so weit, so unendlich weit. Ganz hinten vorm Horizont schaukeln — klein, winzig klein — die hellbraunen Segel der Flunderfischer, und noch weiter, wo das runde Himmelsgewölbe auf dem Wasser liegt, kommt ein großer Sonnenrücken aus dem Meer, nebelsturmähnlich. Ich war doch nicht allein am Strande, hundert Meter vor mir geht langsam ein kleiner Mann mit einem schlotternden Sad auf dem Rücken, der fast bis zum Boden baumelt. Ich erkenne den kleinen Mann sofort: Christian Deep. Breite mich, hole ihm ein, begrüße ihn, und wundere mich, ihm so weit am Meeresstrande zu treffen.

Wahrhaftig, er wird ein bißchen verlegen. Aber er sagt doch ruhig, er gehe seinen Geschäften nach.

„Wollen Sie mit dem Sad da auf Fischfang aus?“ frage ich lachend.

„Er lacht gleichfalls, ein häßliches, merkwürdiges Lachen, und sagt: „Ja, das kann wohl sein.“

„Ich muß da ein ziemlich verdautes Gesicht gemacht haben, ich weiß doch, daß man Fische nicht mit einem Sad fängt, und darum läßt sich Christian Deep noch zu ein paar weiteren Worten herab:“

„Das Meer, das muß uns alle ernähren. Ja, das ist so.“

„Ja, ich verstehe.“

„Bernstein wollen Sie fischen? Und gleich so viel, daß Sie den Riesensad mitgebracht haben!“

„Wieder das merkwürdige Lachen.“

„Bernstein? Ree, den gibts hier so gut wie gar nicht.“ Und da büßt sich Herr Deep ganz schnell und hebt einen feuchten Kloben Holz aus dem Sand, den eine Welle angepült hat. Tut ihn in den Sad, geht weiter. „Ich gehe mit. Nach wenigen Schritten flücht sich Herr Deep wieder, diesmal ist es ein Stück Rols. Es kommt wieder in den Sad. Dann noch einmal Rols, noch einmal einen Solgölbel — und dann gehen wir wohl eine halbe Stunde am Meer entlang, ohne daß Christian Deep sich zu biden draugt. Er spricht nichts, er redet überhaupt wohl nicht gern. Ist auch nicht nötig, ich weiß ja schon, warum es so früh mit seinem Sad auf dem Buckel am Strand ist. Und mehr noch, ich weiß ich auch, warum alle Dinge in Christian Deeps Leben so frisch und so

